

Hemmnisse der sozialen Mobilität

Kraft seiner Intelligenz und Leistung bewirkt der moderne Mensch einen technischen Fortschritt, der ihn aus den letzten Winkeln der Ruhe herausscheucht. Ob dies dem Homo faber gefällt oder nicht, er muß sich der Bewegung anpassen, die er hervorgerufen hat. Gewiß erfährt er diesen Zwang nicht selten als die willkommene Möglichkeit, Wünsche, die er lange gehegt und die er ebensolange vor sich selbst und anderen versteckt hat, endlich zu erfüllen. Immer wieder aber ist ihm die Dynamik lästig, zu der er sich gezwungen sieht. Denn vielfach möchte er bleiben, wo er gerade ist. Nicht wenige Menschen und zahlreiche Institutionen reden ihm sogar zu, er solle nicht in die gärenden Strudel der Umwelt eintauchen. Dabei sind zudem in der Regel hohe und höchste Werte zitiert. Umgekehrt gesehen stehen Werte zur Debatte, die sowohl dem einzelnen wie dem Ganzen entgehen, wenn der Bürger bei der Stabilität verharret, an die er gewohnt ist.

Nach dem zweiten Weltkrieg spitzte sich der Zwiespalt zu. Es begann eine Phase, die sowohl durch eine lebhafte wie durch eine verzögerte Mobilität gekennzeichnet ist. Lebhaft ist der Positionswechsel vieler, wenn man ihn mit den Bewegungen früherer Perioden vergleicht; gemessen an den funktionalen Erfordernissen heutiger Volkswirtschaft ist er zu gering. Zu gering ist er offenbar vor allem im Hinblick auf die beginnenden 1970er Jahre. Denn in diesen Jahren und wohl auch weiterhin dürften sich die durch die Technik gebotenen Möglichkeiten in einem ungleich höheren Grad ausschöpfen lassen, wenn mehr Menschen fähig und bereit sind, ihre gesellschaftlich-wirtschaftliche Position den anders gewordenen Bedingungen anzupassen oder sie sogar völlig zu verlagern. Eine bessere Ausnutzung der Technik, das heißt ein höheres Sozialprodukt; sie ist mit höheren Gewinnen, Gehältern und Löhnen identisch, die sich vielfach in immaterielle Güter übersetzen lassen, so daß sie wahrscheinlich oder mit Sicherheit den Verzicht auf jene Werte, um derentwillen die Stabilität gepriesen wird, mehr als wettmachen. Allerdings ist nicht zu verkennen, daß in diese Analogie zur Input-Output-Rechnung der Volkswirte nicht wenige Schätzungen und zahlreiche Erwartungen eingehen, also gerade Faktoren, die dem stetigen und auf Stetigkeit bedachten Teil der Bevölkerung nicht zusagen, wenngleich auch deren auf die Zukunft bezogenes Kalkül ganz und gar nicht ohne Erwartungen auskommt.

Wahrscheinlich ist die Idee der sozialen Mobilität nicht auf einen Sektor der Gesellschaft beschränkbar. Wird sie an einer Stelle systematisch gefördert, so ist sie im Prinzip verkündet. Kraft ihrer eigenen Logik dehnt sie sich, einmal bejaht, auf jeweils weitere Sektoren der Gesellschaft aus. Die *regionale Mobilität*, also die Bereitschaft zum Umzug am Ort, zur Binnenwanderung, zur Einwanderung oder Auswanderung,

wird um so deutlicher zutage treten, je intensiver die *vertikale Mobilität* ist, also der berufliche Aufstieg oder Abstieg innerhalb einer Generation oder von dieser Generation zur nächsten. Ähnlich mit den übrigen Formen der Mobilität verknüpft ist die Fluktuation der Arbeitnehmer in bezug auf die Arbeitsplätze und ist die Bereitschaft, den Beruf zu wechseln, die *interprofessionelle Mobilität*. Alltäglicher Ausdruck der Mobilität ist die innerberufliche Elastizität, ist die Fähigkeit des Tätigen, sich ständig der neuesten Materialien, Energieformen, Werkzeuge und Fertigungsmethoden zu bedienen. Alle Erscheinungsformen der sozialen Mobilität leben letztlich aus derselben Wurzel. Sie scheuen im Prinzip die Änderung nicht; deshalb ist damit zu rechnen, daß Menschen, die in einer Richtung mobil sind, auch jedem anderen Positionswechsel unbefangen gegenüberstehen. Diese Haltung macht nicht nur sie, sondern die Mobilität als solche für viele verdächtig.

Die prinzipielle Zustimmung, die der sozialen Mobilität zuteil wird, sobald man sie auch nur in einer ihrer Ausdrucksformen ernsthaft vertritt, besagt allerdings nicht, daß jede Gestalt der Mobilität bejaht werden müsse, sobald man die erste bejaht habe. Denn manche gesellschaftlich bedeutsame Position ist so *sui generis*, daß es nicht legitim ist, sie allein im Namen des Werts, der in der Mobilität als solcher liegt, zu wechseln. Der generelle Wert der Mobilität ist gegen den Wert der hier und jetzt akuten Stetigkeit zu wägen; das Ergebnis kann sein, daß jener generelle Wert hinter diesem speziellen zurückbleibt. Bei einer derartigen Abwägung beruht das Resultat so gut wie immer auf weltanschaulichen oder persönlichen Prämissen. Naheliegende Beispiele zeigen sich im Bereich der interkonfessionellen und vollends der intermaritalen Mobilität.

In Anbetracht der mobilen, erst recht der allzu mobilen Menschen stellt sich die Frage nach den Konsequenzen der sozialen Mobilität. In bezug auf die Industrienationen hat man diese Konsequenzen vor allem unter dem Stichwort „Fluktuation der Arbeitnehmer“ analysiert. In der Mitte der 1960er Jahre war vom sinkenden Arbeitsethos die Rede. Hinsichtlich der Entwicklungsländer faßt man die Folgen einer in diesen erstmals ausgelösten sozialen Mobilität gern unter den Titeln „Entwurzelung“, „Kulturschock“, „Absterben überkommener Autoritäten“ zusammen.

Bedauerlicherweise ist die *Mobilitätsforschung* längst noch nicht so mobil, wie sie es in Anbetracht der Bedeutung ihres Beobachtungsbereichs sein müßte. Lange Zeit bestand sie im wesentlichen aus Herkunftsstudien, deren Ziel es war, die Angehörigen eines bestimmten Tätigkeitsbereichs durch ihre Herkunft zu beschreiben. Dann kam es zu einem ausgedehnten Bestand von Monographien zur regionalen Mobilität, also zu den Wanderungsbewegungen. Erheblich spärlicher ist die vertikale Mobilität untersucht worden. Neuerdings verlangt alle Welt nach einer systematischen Behandlung der interprofessionellen Mobilität und der Motive des Arbeitsplatzwechsels; zu beiden Vorgängen gibt es bisher nur sporadische Erhebungen. Vollends fehlt eine übergreifende und in sich geschlossene Theorie der sozialen Mobilität, obgleich Sorokin seit 1927 entsprechende Ansätze vorgelegt hat.

Da unter mehrfacher Hinsicht eine größere soziale Mobilität erwünscht ist, sind die Hindernisse und Hemmnisse zu analysieren, die bewirken, daß deren Niveau niedriger ist, als es den legitimen Erwartungen nach sein müßte. Unter den einschlägigen Behinderungen finden sich metasubjektive Faktoren, die von außen her binden. Zu ihnen gesellen sich innere Bindungen dessen, der zu einer Anpassung seiner gesellschaftlichen Position aufgerufen ist. Nicht selten sind beide Momente so eng miteinander verflochten, daß man sie praktisch nicht zu trennen vermag.

Hemmnisse der sozialen Mobilität beim Namen nennen und die ethischen Aussagen überprüfen, die diese Hemmnisse begleiten und abstützen, heißt nicht, daß man die Mobilität als Allheilmittel der heutigen Gesellschaft betrachtet. Mitnichten geht es darum, dem Wert der sozialen Mobilität einen Monopolanspruch zuzuerkennen. Wer Hemmnisse anvisiert, um es möglich zu machen, daß man sie überwindet, behauptet auch nicht ipso facto, der unbehinderten sozialen Mobilität komme der höchste Rang auf der Skala der gesellschaftlichen Werte zu. Ziel solcher Analysen ist es nur, einen bisher behinderten Wert zu seiner Qualität als Wert hervorzuheben, ihm mehr Raum zu geben, als ihm bislang zugestanden wird.

Vor den großen Revolutionen der Neuzeit war die herrschende Meinung so den beständigen, fast standhaften Strukturen zugetan, daß die Bereitschaft, die eigene gesellschaftliche Position und mit dieser auch die Position anderer zu verändern, nicht gerade beliebt machte. Gewiß war der Widerstand am stärksten, sooft die Neuerungs-süchtigen, die Unruhigen, die Labilen oder wie immer man damals die dem Ideal sozialer Mobilität entsprechenden Bürger zu bezeichnen pflegte, das politische Regiment in ihre Überlegungen einzubeziehen die Neigung zeigten. Von dem Augenblick an war selbst die Narrenfreiheit zu Ende. Doch auch längst vor diesem Casus belli zogen strenge Vorschriften aller sozialen Mobilität ihre Grenzen: Hörigkeit, Schollenbindung, Zunftzwang, Exportverbote, Andienungspflichten und hundert andere Fesseln mehr. Eine Thorner Zunfturkunde vom Jahr 1523 erklärte in klassischer Kürze: „Kein Handwerksmann soll etwas Neues erdenken oder erfinden oder gebrauchen.“ Offenbar konnte diese Maxime nur Geltung gewinnen und lange Zeit in Geltung bleiben, weil sie einem Bedürfnis vieler Menschen entsprach. Es wäre unklug, nicht mit Nachwirkungen solcher Wünsche zu rechnen. Vielleicht löst demnächst die Tatsache, daß in den 1960er Jahren Wahlkämpfe der Bundesrepublik von der einen Seite mit dem Slogan „Keine Experimente“ und von der anderen mit dem Slogan „Sicher ist sicher“ geführt worden sind, ein ebensogroßes Verwundern aus, wie es heute die zitierte Thorner Zunfturkunde tut. Vielleicht versteht man dann vollends nicht, daß die großen Parteien, die sich der erwähnten Formeln bedienten, gar nicht so schlecht abgeschnitten haben. Mit Gewißheit voraussagen läßt sich jedoch nichts.

Unter den *Vorreitern der sozialen Mobilität*, der Fähigkeit und Bereitschaft, die eigene gesellschaftliche Position und mit dieser die Stellung anderer zu verändern, finden sich auffallend viele Fremde, Emigranten, Hugenotten, Kosmopoliten, Pilgrim-

fathers und so fort. An deren Merkmalen läßt sich ablesen, wie ein Mensch sich verhält, der mobil ist. Noch deutlicher dürfte diesbezüglich die Stellung sein, die die *Juden* lange Zeit in Volkswirtschaft und Gesellschaft innegehabt haben. Bei ihnen haben sicher rassische Besonderheiten und die aus der Antike überkommene Gewöhnung an Handelsgeschäfte mitgewirkt, daß sie beweglich blieben; ausschlaggebend aber war vermutlich die rechtliche Sonderstellung. Der geschilderte Sachverhalt macht darauf aufmerksam, daß *rechtliche Privilegierungen*, etwa die einer Stammbevölkerung, einer Stammbegenschaft, eines Stands oder einer Kaste die Privilegierten dort festhalten, wo diese augenblicklich leben und tätig sind. Die Privilegierung braucht dabei nicht notwendig auf geschriebenem Recht zu beruhen; eingespielte Abstände tun denselben Dienst. Schichtungen behindern in erster Linie die Mobilität der Arrivierten. Ceteris paribus wächst die soziale Mobilität in dem Maß, in dem die Besonderheiten ihre rechtlichen Fixierungen verlieren.

Einwohner der *Großstadt* sind in der Regel stärker befähigt und eher bereit, ihre gesellschaftliche Position zu verändern. Nicht nur deshalb, weil ihnen zahlreichere Institutionen zur Verfügung stehen, die es erlauben, eine erworbene Ausbildung zu erweitern oder sich auf eine völlig andere Tätigkeit umzuschulen. Im Vergleich zu den Bewohnern kleiner Landgemeinden sind die persönlichen Beziehungen unter den Bürgern der Großstadt erheblich geringer. Darin sieht man nicht selten einen Mangel. Man rät der Landbevölkerung ab, sich in bezug auf die Mobilität den städtischen Bürgern anzupassen, weil man die Einbuße an persönlichen Kontakten beklagt. Es wird häufig übersehen, daß die persönliche Bekanntschaft mit jedem beliebigen Nachbarn durchaus eine Last sein kann. Nachbarn sind keineswegs immer wohlwollende Mitbürger. Nicht nur, daß sie jeden Schritt, den man tut, beobachten und skeptisch kommentieren. Meistens verzögern oder verhindern sie durch ihren Rat und ihren Einfluß, daß man eine günstige Möglichkeit zum Wechsel des Arbeitsplatzes, des Arbeitsorts oder des Berufs wahrnimmt. Sie interpretieren den Willen zum sozialen Aufstieg gern als Strebertum und machen einen unvermeidlichen Abstieg schwerer als er sein muß. In einem Gefüge persönlicher Kontakte können ethische Normen gelten, die ihrer Art nach repressiv sind. Solche Bindungen nüchtern gegen die individuellen und gesellschaftlichen Vorteile zu wägen, wie sie bei höherer Mobilität zugänglich sind, ist nicht leichtfertig.

Ältere, gleichsam längst stabilisierte Siedlungen stabilisieren das Verhalten ihrer Einwohner. Deshalb haben sich die Städte der Kolonisten immer schon von der Stadt unterschieden, durch die sie begründet wurden. Nicht selten sind bereits die Bewohner der Vorstädte mobiler als die Bürger der City. Kleinere Residenzstädte sind der äußerste Gegenpol zur Bannmeile einer Großstadt und zur Pflanzstadt. Symbol der äußersten, regionalen, arbeitsplatzspezifischen und interprofessionellen Mobilität sind die großen Trailer-Camps der USA, endlose Siedlungen aus Wohnwagen, bald so zusammengesetzt, bald anders. Mögen die Anhängerwohnungen dieser Camps noch

so komfortabel sein, Fernsehgeräte, automatische Waschmaschinen und alles umgreifen, was sich auch in jeder Reihenhaushaus-Wohnung findet, Beobachter, die durch europäische Augen zu sehen gewohnt sind, greifen rasch auf die Kategorie der Zigeuner zurück. Ohne Zweifel handelt es sich beim Phänomen solcher Camps um den Grenzfall der sozialen Mobilität. Eines aber leistet dieser Grenzfall: In den Reaktionen, die er auslöst, macht er sichtbar, wie wenig die soziale Mobilität bereits im Prinzip dem überkommenen Typ des Menschen liegt. Nur, daß dieser bei seiner Abneigung nicht von seinem Geschmack und von seiner Vorliebe spricht, sondern von der Ethik.

Hinsichtlich der vertikalen Mobilität liegen Untersuchungen vor, die sich mit dem Einfluß befassen, den die *Tradition der Familie* ausübt. Der bekannteste Hinweis auf diesen Einfluß ist die Tatsache, daß sich unter den Studenten weitaus weniger Kinder aus Arbeiterfamilien finden, als es dem Anteil der Arbeiter an der Gesamtbevölkerung entspricht. Der vorwiegende Grund ist heute offenbar nicht mehr das geringere Einkommensniveau vieler Arbeiterfamilien. In diesen Familien ist das Klima dem Studium der Kinder nicht hold. Gewiß auch insofern nicht, als die Eltern den Kindern hier bei den Fächern der durchschnittlichen höheren Schule nicht zu helfen vermögen. Aber es ist nicht dieses Moment allein. Verwandte und Arbeitskollegen sehen es als Kritik an, wenn ein Mann wie sie seine Kinder auf die Schulen der anderen schickt. Solidarität wird zum Hemmnis.

Zu den gesellschaftlichen Momenten, die den Werten entgegenstehen, die durch eine höhere soziale Mobilität erreichbar sind, gehört das Institut des *Beamten auf Lebenszeit*, gehört vor allen Dingen das Renommee, das diesem Institut zuerkannt ist. Gewiß gibt es gerade unter den Beamten die vertikale Mobilität; sie werden befördert. Regional gesehen aber sind die Beamtenkader oft schottendicht gegeneinander abgegrenzt. Ihr Weg ist gleichsam vorprogrammiert. Einmal auf eine bestimmte Bahn gesetzt, tun sich die Beamten schwerer als andere, Chancen, die sich rechts oder links bieten, so wahrzunehmen, daß der Vorteil nicht durch unerwünschte Nebenwirkungen verlorengeht. Englische Lehrer beispielsweise sind erheblich elastischer in der Wahl ihres Arbeitsorts als ihre deutschen Kollegen. Solange begabte junge Menschen früh darauf bedacht sind, Beamter auf Lebenszeit zu werden, argumentieren sie einschlußweise gegen die soziale Mobilität. Offenbar ist deren Wert noch wenig bekannt. Namentlich wo es um Sicherheit geht, zählen höhere, aber unsichere Möglichkeiten wenig.

Aufreuhend auf einer jahrhundertealten Tradition wird die sich länger durchhaltende Tätigkeit des Menschen als dessen *Beruf* bezeichnet. Bis auf den heutigen Tag ist dem Beruf eine höhere Dignität zuerkannt als einer noch so intensiven Serie verschiedener Tätigkeiten. Zudem soll der Beruf in einer Weise in Pflicht nehmen, die sich von der Pflicht, zu arbeiten, unterscheidet. Religiöse Epochen haben dabei offen auf Gott Bezug genommen. Und bekanntlich kam es dazu, daß der Satz des Ersten Korinther-

briefs, jeder solle der Berufung, die an ihn ergangen sei, treu bleiben, auf das profane Arbeitsgebiet des einzelnen Christen angewendet wurde. Was Wunder, daß dem Beruf eine bindende Kraft zu eigen ist. Trotz aller Entideologisierung des Berufs, die die größten Überlagerungen mittlerweile abgetragen hat, bedarf es nach wie vor zusätzlicher Energie, den Beruf und nicht nur den Arbeitsplatz zu wechseln. Denn hinter der Idee des Berufs tauchen zum mindesten noch die Kategorien der Eignung und Neigung auf, die den Ausschlag gegeben haben sollen, als die Vielen ihren Beruf gewählt haben. Wer geht hinterher schon unbefangen aus dem Bereich seiner Eignung und Neigung hinaus? Daß sich unter diesen Chiffren ganz andere Faktoren verborgen haben könnten, wird im späteren Leben gern vergessen. Die oft zitierte Neigung war häufig das Resultat einer zu begrenzten Information oder die Folge einer optimistischen Idealisierung. Eignungen erstrecken sich meistens auf eine ganze Gruppe von Tätigkeitsbereichen, so daß sie just nicht als Unterbau des speziellen Berufs fungieren können. Dazu kommt, daß die Besitzverhältnisse nicht wenig zur „Eignung“ der jungen Menschen beisteuern und somit ziemlich unbefangen in den Vorgang der Berufung einbezogen sind.

So entschieden die Berufsidee auch säkularisiert worden ist, nach wie vor ist sie durch metapositive Momente untermalt. Gewiß ist das Subjekt, von dem die Berufung zum Beruf ausgeht, für die modernen Heiden nicht Gott. Berufender ist das Schicksal oder die Natur oder das geschichtliche Gesetz der Großsippe. Mit dem Ergebnis, daß es besonderer Rechtfertigungen bedarf, wenn ein Mitglied der Familie den Schritt in eine ganz andere Position zu tun beabsichtigt. Unterwegs noch zu wechseln, das macht vollends verdächtig. Nie fehlt es in der unmittelbaren Umwelt an Anwälten der für die Familie traditionellen Stellung oder des einmal gewählten Berufs. Selbst kritische Analysen der Berufsidee werden manchmal mit einer Definition des Berufs abgeschlossen, die kaum von den gewohnten Formulierungen abweicht. Trotz aller warnenden Bemerkungen, die er vorbringt, bleibt beispielsweise für Scharmann der Beruf „eine freie, möglichst kontinuierlich ausgeübte, vorwiegend auf Eignung und Neigung gegründete, erlernte und spezialisierte sowie entgeltliche Dienstleistung, die als Funktion einer arbeitsteilig organisierten Wirtschaft der Befriedigung materieller oder geistiger Bedürfnisse dient“. Da sind sie alle wieder, die positiv-wertgeladenen Ausdrücke: frei, kontinuierlich, Eignung, Neigung, Dienst, Funktion, und zwar dem Beruf als Merkmal zugeordnet. So als gäbe es ein Recht auf diese Begriffe außerhalb des Berufs, etwa für die wechselnde aktuelle Tätigkeit, nicht. Scharmann weiß um die Ratlosigkeit, mit der er sich zu der zitierten Definition entschieden hat. Er weiß um die Schwierigkeit, in einer vormaligen Sprechweise die Gehalte der dynamischen Gegenwart und der sich abzeichnenden Zukunft zum Ausdruck zu bringen. Viele seiner Leser aber hören nur „Beruf“. Beruf aber bedeutet für sie Kontinuität in einem sehr speziellen Verständnis.

Obschon nicht nur Dörschel der Ansicht ist, es sei „nichts fragwürdiger, umstrittener, verführerischer glänzend und nichts mehr mißbraucht“ als der Begriff Beruf, zählt

dieser unverändert zu den Merkmalen, durch die sich der Mensch vom Menschen abhebt. Auch die Behörden bedienen sich des Berufs, um die Bürger zu unterscheiden. Ihrer Auffassung nach ist der Beruf etwas Beständiges wie die Farbe der Augen; denn sie tragen diese und jenen in ihre Akten und Ausweise ein, so als wäre es ein ebenso unglaublicher Vorgang, zwischendurch einen anderen Beruf wie eine andere Augenfarbe anzugeben. Der Beruf stabilisiert. Diese Tatsache war durch Jahrhunderte eine ausschließlich positive Qualität. Es zeichnet sich ab, daß eher von einem ambivalenten Moment zu reden ist.

Nach wie vor wird die Idee des Berufs mit dem Gedanken des *Standes* verknüpft, sind die Berufe als qualitativ verschiedene Volksteile verstanden. Hinter Vorstellungen dieser Art verbirgt sich die These, ein wirkliches Gemeinwesen lasse sich nur mit Hilfe stetiger Strukturen übersichtlich aufgliedern; alles andere sei amorphe Masse, und eine hohe Mobilität sei der typische Ausdruck des Amorphen. Wieder sind ethische Untertöne erkennbar. Im Namen besonnener Ethik wird gewarnt. Derartiges zu tun, ist das Recht eines jeden. Nur darf auch der Mahner nicht übersehen, was alles an Fragen hinter den angeblich so natürlichen und stetigen Berufen auftaucht. Dazu ist die Erfahrung zu konsultieren. Erfahrung aber ist es, daß sowohl die wechselnden wie die perpetuierten Positionen und Beziehungen den Menschen belasten und das Gemeinwesen stören können. In Anbetracht der technischen Möglichkeiten, die sich durch eine größere Mobilität erfolgreicher ausschöpfen lassen als durch eine geringere, steht den bei Stetigkeit zu gewinnenden Werten ein rasch wachsender Bestand an solchen Werten gegenüber, die in dem Grad Wirklichkeit werden, in dem mehr Bürger fähig und bereit sind, ihre jeweilige Position zu adaptieren.

Welche Merkmale des tätigen Menschen könnten fernerhin dazu dienen, den gesellschaftlichen Standort des einzelnen zu bestimmen, wenn der Begriff des Berufs weiter an Renommee einbüßt? Um diese Frage zu beantworten, dürfte es angezeigt sein, daß man auf einen Gedanken zurückgreift, der älter ist als der des Berufs. Gemeint ist die Tatsache, daß alle Kulturen das Prestige des Bürgers nach dem Beitrag bemessen, den dieser in das Ganze einbringt, qualitativ und quantitativ. Wie versucht worden ist, die verschiedenen Beiträge durch die verschiedenen Berufsbezeichnungen zu definieren, sie damit gleichsam im voraus zu würdigen, so liegt es nahe, daß man die Beiträge der Mitglieder des Gemeinwesens nun jeweils aktuell mißt. Denn verfährt man auf diese Weise, so entgeht man der Gefahr, daß ein Berufstitel, der aufgrund einer vormaligen Leistung erworben wurde, zu einer Rücksicht verpflichtet, zu der in Anbetracht der augenblicklichen Leistung kein Anlaß besteht. Nicht der Beruf, also nicht ein im voraus habitualisierter Tätigkeitsbereich verleiht nach der Veränderung der Schauweise Ansehen und innere Befriedigung, vielmehr die Fähigkeit, auf die rasch wechselnde Umwelt einzugehen. Im Sinn einer Idee, die älter ist als der Beruf, ist das Prestige des einzelnen und seiner Familie in einer Epoche, die erst bei höherer Mobilität die Vorteile der hochgezüchteten Technik voll ausschöpft, um so größer,

je weniger er darauf pocht, daß man ihn in der Tätigkeit, an die er gewohnt ist, beläßt. An die Stelle des zwar im Rückblick, im Kern jedoch ex ante definierten Prestiges tritt die Anerkennung, die dem gebührt, der mit einem gepflegten Respekt auf die wechselnden Wünsche der Bevölkerung einschwenkt, und zwar meßbar, nicht lediglich per definitionem.

In der Übergangsphase, in der sich die Volkswirtschaft und die Gesellschaft zur Zeit befindet, bleibt es offenbar noch lange bei der Klage, die soziale Mobilität sei zu gering; dadurch betrüge sich der Mensch um eine nennenswerte Quote seiner technischen Erfolge; und was das Schlimmste sei, er kämpfe um Werte, die bei Licht besehen entweder nicht viel taugen oder leicht mit den Werten einer höheren Mobilität kombiniert werden könnten. Solche Klagen verhindern jedoch nicht, daß nach wie vor vieles geschieht, was die Mobilität eher drosselt als erleichtert.

Zu den retardierenden Bemühungen gehört das Pathos, das allenthalben der *Treue zum Betrieb* gewidmet wird. Tragen doch die „goldene Uhr“, das Betriebsjubiläum, die Ehrenurkunde und ähnliche Symbole zu der Meinung bei, ein Wechsel in Beruf und Betrieb sei so etwas wie das zweitbeste Verhalten. Selbst Unternehmer, die ihrem Begriff nach mit Begeisterung sehen müßten, daß ringsum alle Welt etwas unternimmt, schätzen es nicht sonderlich, daß ihre Mitarbeiter elastisch sind. In Anbetracht der Fluktuation sprechen sie zuerst von den Kosten, die entstehen, weil sie anders geübte Arbeitnehmer einstellen müssen, und davon, daß der Neue anfänglich das Team stört, in das er eintritt. Sie machen auf die erhöhte Unfallgefahr aufmerksam und berechnen die Verwaltungskosten der Fluktuation. Alle diese Hinweise erfolgen zu Recht. Nur wird die andere Seite der Bilanz verschwiegen. Von den positiven Gehalten der Fluktuation ist nicht die Rede. Gewiß sind diese eher volkswirtschaftlicher und gesellschaftlicher Natur. Dennoch müßte gerade das Unternehmertum auch solche Werte hervorheben. Sonst spricht es doch so gern im Namen der Wirtschaft schlechthin.

Aufgrund einer vagen Erinnerung an die höchst unbefriedigende Stellung, in der sich in der Frühzeit der Industrie alle Arbeitnehmer befunden haben, werten auch heute noch viele selbst eine ziemlich kümmerliche *Selbständigkeit* höher als den gesellschaftlichen Rang des Facharbeiters oder des durchschnittlichen Angestellten. Passagen der überlieferten Ethik reden der Bevölkerung diesbezüglich sogar zu, offenbar in dem Glauben, man tue den Angesprochenen auf diese Weise einen Dienst. Dabei wird auf den Wert der persönlichen Verantwortung verwiesen, auf die individuelle Gestaltungsmöglichkeit, auf die Krisenfestigkeit und Sicherheit und andere Vorteile, die jeder Form der wirtschaftlichen Selbständigkeit eigen sein sollen. Daß sich die Situation zahlreicher Selbständiger wesentlich verändert hat, daß die zitierten Werte, sofern sie einer großen Zahl der noch selbständigen Wirtschaftssubjekte zuerkannt sind, an hauchdünnen Fäden hängen, wird naiv oder beflissen übersehen. Wären ganze Kolonnen der Selbständigen innerlich so selbständig, wie es der Begriff andeutet, mit

dem man sie bezeichnet, so wüßten sie mehr über die tatsächliche Bedrohung ihrer Existenz, und sie wüßten auch, welche Chancen sich hinter dem Motto der Mobilität für sie auftun.

Wie man über die krampfhaft durchgehaltene Selbständigkeit vieler Handwerker und Kaufleute nur den Kopf schütteln kann, so auch über die Tatsache, daß zahlreiche *Landwirte* so lange zögern, bevor sie einen Betrieb, aus dem nichts mehr zu machen ist, aufgeben. Wieder ist offenbar eine gewisse Ideologisierung beteiligt. Trotz seiner Kümmerlichkeit ist der Hof als Symbol der Ahnen Gesetz des Verhaltens. Unter dem Druck derart fragwürdiger Gesetze unterbleiben die fälligen Veränderungen oder sie erfolgen zu spät. Den Hof in dem Hof eines anderen aufgehen zu lassen, das heißt für manchen Bauern offensichtlich das gleiche, wie den Namen der Ahnen gegen den flachen Namen Schneider oder Schuster zu vertauschen, der unter zünftigen Bauern nicht vorkommt. Wollte man den Hof gar in eine Farm umwandeln, so hätte man die „wurzellosten“ Städter schon früher als vollwertige Bürger ansehen können, was zu tun manchem Bauern immer noch schwer genug fällt. Daß sich Menschen selber in den Weg treten, wird niemand verhindern können; daß sie sich dabei auf ethisch formulierte Verpflichtungen berufen, ist auch nicht zu ändern. Nur sollte die Umwelt derlei Ethik nicht auch noch bestätigen.

So bedeutsam das *Eigenheim* unter vieler Rücksicht sein mag, der regionalen Mobilität steht es entgegen, erst recht, solange der Verkauf eines Eigenheims mit siebenprozentiger Grunderwerbssteuer und anderen Lasten belegt bleibt. Je intensiver das Merkmal des eigenen Besitzes in dem Sinn ausgelegt wird, daß beispielsweise das Gebäude, in dem man wohnt, als Ausdruck des persönlichen Geschmacks gilt, daß unterstellt wird, in diesem Gebäude hätten die persönlichen Ideen und Vorlieben des Besitzenden Gestalt angenommen, ja in ihm komme der Geist der Familie sichtbar ins Blickfeld, desto schwieriger wird es, sich von derartigem Eigentum zu trennen. Wert steht gegen Wert, ohne Zweifel. Nur, daß das 19. Jahrhundert dem Wert des eigenen Wohnhauses eine Bedeutung zuerkannt hat, die sowohl die wirtschaftlichen Vorteile wie die funktionalen Vorzüge wie das Prestige, das mit einem eigenen Wohnhaus verbunden ist, überragt. In einer Epoche, in der eine bewußte Mobilität das Maß des Erlebbaren erheblich zu steigern verspricht, kostet der zu hoch angesetzte Wert des Eigenheims nicht nur den Eigentümer, sondern auch die Gesamtgesellschaft ansehnliche Möglichkeiten.

Das *Brauchtum der Region* ist für manchen Bürger der anschaulichste Ausdruck der Heimat. Die Feste, Lieder, Fahnen und Veranstaltungen erfreuen sich einer emotionalen Zustimmung, wie sie kaum einmal ethischen Werten gegenüber zutage tritt. Obschon diese Tatsache jeden nüchternen Beobachter zur Vorsicht mahnen müßte, wird die Bindung, die sich hier zeigt, unbefangen in den Rang einer ethischen Pflicht um-

funktioniert. Mit dem Ergebnis, daß es nur schwer gelingt, Verständnis für andere Regionen und andere Arbeitsgebiete, deren Feste und Fahnen nur in Nuancen andere sind, zu gewinnen. Ja, der scharfe Akzent, mit dem von den Werten der eigenen Heimat die Rede ist, läuft nicht selten auf eine negative Kommentierung anderer Gebiete hinaus. Wieder tritt sich der Mensch unbedacht selber in den Weg. Er hindert sich daran, daß er andere Sitten und andere Menschen genauer kennenlernt. Er hält es für einen Verlust, wenn er ferne Menschen und ferne Länder ebenso zu schätzen weiß wie die bisherigen Nachbarn, und das, obschon er von letzteren zu sagen pflegt, sie seien keineswegs samt und sonders so sympathisch, wie es der Begriff der Nachbarschaft und der Heimat erwarten lasse. Nicht nur wirtschaftlich gesehen zahlt der Bürger immer wieder für eine mangelnde Reflexion. Ohne irgendeiner Ökonomisierung der Gefühle das Wort zu reden, ist es möglich, die Werte der Mobilität und die Werte, die sich hinter dem Stichwort Treue, Leistung, Eigenheim, Heimat und anderen verbergen, sehr viel häufiger miteinander zu kombinieren, als dies in der Regel zugegeben wird.

Neue Maschinen und *neuartige Apparate* zeigen offenbar für den, der mit ihnen umgehen soll, ebensooft feindselige Züge, wie er die ihm vertraut gewordenen Maschinen mit einem Unterton der Kameradschaft zu behandeln pflegt. Neue Aggregate stoßen vor allen Dingen dann auf eine betonte Skepsis, wenn sie vorher Gegenstand offener Kulturkritik gewesen sind. Wie oft ist von den Robotern die Rede gewesen, die mit fühlloser Grausamkeit an dem Menschen vorbeisehen, der sie erfunden, installiert oder zu bedienen hat. Just der Ausdruck „bedienen“ muß endlos oft dazu herhalten, die Erniedrigung des Menschen durch die Maschinen zu beweisen. Obschon er sprachlogisch analysiert nicht das Geringste beweist, findet man ihn in Reden und Schriften, so oft man das zu tun beabsichtigt. Zudem wird der arme Zauberlehrling allmählich zur bekanntesten Gestalt der deutschen Klassik. Solange eine derart halb-intellektuelle Maschinenstürmerei die Verleger und das Publikum beeindruckt, bleibt die Mobilität gedrosselt. Ihr freie Bahn zu verschaffen, heißt nicht, die von der Rationalisierung bedrohten Arbeitnehmer einfach ihrem privaten Schicksal überlassen. Mobilität kommt auch nicht der Forderung gleich, man solle den tätigen Menschen in den toten Winkel der Volkswirtschaft und der Betriebe abdrängen. Sie ist eine positive Möglichkeit, eine Herausforderung der schöpferischen Phantasie. Sie bietet sich an als ein naheliegender Weg zu höherer Humanität.

Gewohnheiten binden. Auch wenn das Team, in dem der Arbeitnehmer bislang tätig gewesen ist, keineswegs aus lauter Engeln bestanden hat, scheut er davor zurück, in eine andere Arbeitsgruppe hinüberzuwechseln. Ähnliche Bindungen zeigen sich gegenüber Vorgesetzten, deren Eigenheiten im Verlauf der Zeit ganz und gar berechenbar geworden sind. Sie sind eben bekannt. In den Großstädten und Großbetrieben ist der einzelne oft auf so wenige Kontakte angewiesen, daß die Kollegen

und Vorgesetzten, trotz der fragwürdigen Züge, die sie zeigen, immer noch die vertrauteste Umwelt darstellen. So ist es verständlich, daß nicht gern gewechselt wird. Zumal sich die Erfahrung, die viele gemacht haben, wenig herumspricht, daß nämlich der regional oder professionell Wechselnde in der Regel bald zum mindesten dasselbe Maß an Kontakten hergestellt hat, dessen er sich bislang erfreute, und daß er zu diesen Kontakten nun die Vorteile genießt, die er durch die Mobilität gewann.

Soziale Mobilität als Fähigkeit und Bereitschaft, den Ort, den man in der Gesellschaft einnimmt, und in Nuancen damit diese selbst zu verändern, ist der Fähigkeit und Bereitschaft zur *Kritik* verwandt. Demgemäß ist sie eine Funktion aller Vorgänge und Institutionen, die das kritische Bewußtsein entwickeln. Soziale Mobilität setzt ein Grundmaß an unabhängigem Denken voraus. Sie kommt der Gepflogenheit gleich, Bindungen, die in der Umwelt als selbstverständlich gelten, einer ruhig wägenden Überprüfung zu unterziehen. Die Wurzel der sozialen Mobilität ist die geistige Beweglichkeit. Ohne Zweifel ist diese letztere nicht überall gern gesehen; gern wird sie im Namen der Ethik disqualifiziert. Doch tut sich der Gesprächspartner, der sowohl gegen die Wurzeln und Voraussetzungen der sozialen Mobilität opponiert wie gegen die verschiedenen Ausdrucksformen der gesellschaftlichen Dynamik, nicht leicht, soll er die Ethik, auf die er sich beruft, durch mehr als seine persönlichen Ansichten und die Ansichten einer begrenzten Schicht begründen.

In dem Maß, in dem die soziale Mobilität an Boden gewinnt, wird der tätige Bürger ohne Zweifel leichter gegen seinesgleichen austauschbar. Nun können ihn ungezählt viele ersetzen; sind doch viele fähig und bereit, seine Funktion zu übernehmen. Die Unterschiede werden also geringer. Es wird schwieriger sein, den einzelnen durch äußere, gesellschaftlich sichtbare Merkmale so zu identifizieren, daß er nicht in einer großen Zahl gleichartiger Bürger verschwindet. Bei genauerem Zusehen zeigt sich jedoch, daß das Problem der Identifikation auch bisher schon bestand. Gewiß galten Funktion und Beruf als so wichtige Kriterien, daß sie selbst in den Todesanzeigen und auf den Grabsteinen zitiert wurden. Aber das besagte ja nur für die Mitbürger etwas, die den so Bezeichneten ohnehin gekannt hatten. Mit der voranschreitenden Mobilität wird es erforderlich, endgültig andere Merkmale des Menschen in den Vordergrund zu rücken. Die Einmaligkeit, die jedem eigen ist, läßt sich nicht so anschaulich hervorheben, wie dies lange Zeit möglich zu sein schien. Die Kennzeichen, die bisher zu diesem Zweck bemüht worden sind, führten eher zu einer Verschiebung als zur Lösung des Problems. Ähnliches gilt in bezug auf die Gliederung des Gemeinwesens. Auch hier zeigt sich, daß die Gesichtspunkte, auf die man so lange vertraut hat, im Grund versagt haben und nun erst recht versagen.

Obschon die verstetigten Positionen nicht in der Lage waren, den einzelnen Menschen glaubhaft genug zu charakterisieren und die Gesellschaft so zu gliedern, daß das Ergebnis nicht zu berechtigter Kritik Anlaß gab, tauchen entschiedene ethische Warnungen auf, da nunmehr, in Anbetracht der technischen Möglichkeiten, einer

sozialen Mobilität das Wort geredet wird, die diese Möglichkeiten zum besten des Menschen sorgfältiger ausschöpft. Meistens operieren diese Warnungen mit den Kategorien der Vermassung, der Nivellierung, der Gleichmacherei. Sie sprechen von der Gefahr, daß der Mensch sein Gesicht verliere. Ob das, was verlorengeht, überhaupt das Gesicht des Menschen war, wird zu wenig geprüft. Vollends nimmt die Kritik den bewährten Grundsatz des Werteausgleichs nicht ernst, eben weil sie stillschweigend unterstellt, die traditionellen gesellschaftlichen Werte seien für jedermann so gewichtig, daß es so gut wie nie angebracht sein könnte, sie gegen andere Ziele zu wägen.

Die human bedeutsamen Folgen steigender sozialer Mobilität und Austauschbarkeit sind ein weiterer Beitrag zu der uralten Frage nach dem Eigentlichen des Menschen. Immer schon war es so, daß die Sprecher jener Gruppen der Bevölkerung, die vorwiegend dazu da zu sein schienen, daß sich andere Gruppen als höherrangig von ihnen abheben konnten, dagegen protestieren mußten, daß äußere, nicht selten auf eine zweifelhafte Weise zustande gekommene Unterschiede ein solches Gewicht haben sollten. Ohne Erfolg. Es hat nicht viel geholfen, auf die Tatsache aufmerksam zu machen, daß die Unterschiede in der gesellschaftlichen Position in allen elementaren Lagen sofort an Interesse verloren: Bei einer Bedrohung durch die Mächte der Natur, in schwerer Krankheit und vor allem im Angesicht des Todes. Man blieb dabei, ein akzidentelles Rankenwerk wichtiger zu nehmen als den Menschen in seiner Person. Nicht nur in den Leichenreden und auf den Grabsteinen setzte sich das Rankenwerk immer wieder durch.

Kommt es wirklich zu einer höheren sozialen Mobilität und nicht lediglich zu einer gestörten, zu einer solchen, die zunächst bejaht und dann frustriert wird, so tritt der Anspruch des Menschen als Menschen unmittelbar fordernd vor jeden, der seinesgleichen begegnet. Frustriert ist jede Mobilität, die nur die dynamische Phase zwischen zwei statischen Zuständen wäre, deren Ergebnis erneut dazu herhalten müßte, den Menschen vom Menschen im Hinblick auf formalisierte Äußerlichkeiten zu unterscheiden. Vielleicht ist das der größte Dienst, den die Technik mit ihrer rasanten Entwicklung leistet, daß sie den Menschen durch die Möglichkeiten, die sie erschließt, dazu anlockt, Bewegung in die Abstände zu bringen. Im Hinblick auf das, was aus dem technischen Fortschritt herausgeholt werden könnte, wirken die Igelstellungen lächerlich, durch die sich die Regionen, Stämme, Schichten, Kasten, Traditionen und Berufe voneinander absondern. Manches läßt hoffen, daß die soziale Mobilität, die in einer Art von Rückkoppelung durch die Technik und damit vom Menschen selbst ausgelöst wird, lebhaft genug ist, alle erneut auftauchenden Verholzungen sofort wieder zu zerreiben.

Das Bild einer ziemlich mobilen Gesellschaft ist noch zu ungewohnt, als daß man damit rechnen dürfte, bald an den verbreiteten Sorgen vorbei zu sein. Es handelt sich ohne Zweifel um Sorgen, die dem Menschen gelten, um Sorgen, die sich in ethisch formulierte Warnungen und Beschwörungen übersetzen. Galt und gilt doch die Ste-

tigkeit als die größere Garantie des Menschlichen. Stetigkeit galt und gilt auch als der deutlichere Ausdruck für die Leistung und das Verantwortungsbewußtsein des einzelnen. Die Vermutung, daß die größere Leistung in gepflegter Elastizität bestehen kann, dringt nur langsam vor. Selbst der gelassene Abstieg zu einer Stufe der gesellschaftlichen Skala, die weiter nach unten liegt, kann eine echte Leistung manifest machen; dann nämlich, wenn der Abstieg die Folge nicht verschuldeter Anlage oder fremdgesteuerter Schicksalsschläge ist. Mangelndes Glück ist nicht mangelnde Leistung. Weil es dennoch so aussieht, leiden zahlreiche Menschen unnötig darunter, daß sie einen Abstieg auf der Skala der Berufe und Positionen nur mühsam verhindern können. Sie fühlen sich zur Amobilität verpflichtet. Vielleicht wird diese Last im Gefolge der technischen Dynamik um einige Grade geringer. Daß nicht neue Probleme auftauchen, ist wenig wahrscheinlich. Aber sie muß man zu ihrer Zeit angehen. Fürs erste fordern Hindernisse den Verantwortungsbewußten heraus, die der Mensch sich selber in den Weg geschoben hat und über die man reden kann, ohne daß man einander herabzusetzen genötigt ist.